



Feierabend



Mimée oder die mondäne Prophetin.

Von Ernst Toller.

Wie stellen Sie sich einen Kirchengründer vor? Hager, das affleische Gesicht von schütterem Vollbart unumwallt, in härenem Gewand, die Lenden mit einem Strid umgürtet? — Bitte, revidieren Sie Ihr Bild.

In Los Angeles lebt Mimée Semple Mc. Pherjon, die, erschiene sie auf einem der üblichen Schönheitswettbewerbe, gewiß den ersten Preis erhielt. Ihr blondes Haar hat jenen Schimmer, der die Herren der Konfektion entzückt, dunkle Wimpern beschatten die großen blauen Augen, ihre Nase ist kräftig, aber edel, ihre Lippen sind fein geschwungen, ihre Hände schmal und langfingerig. Sie trägt ein weißes Cape, dessen Faltenwürfe sehr dekorativ wirken. Auf der Brust leuchtet mit Silberfäden eingewirkt, ein großes weißes Kreuz, an ihrer linken Schulter blüht ein Strauß zarter Orchideen. Ihre Haare sind sorgfältig onduliert, ihrem Gesicht gibt die wohlverteiltere Schminke die in Amerika notwendige Zühe, ihre Hände sind gepflegt.

Sie ist die Gründerin und Prophetin einer großen Kirche, die, (wie könnte eine Kirche anders in einem Lande heißen, in dem man die Toten schminkt: Keep Smiling auch im Tode) die Kirche des lächelnden Lichtes heißt und viele tausend Anhänger zählt.

Mimée, wie sie im Volksmunde genannt wird, ist die Tochter eines Farmers. Aufgewachsen in der Einöde kanadischer Prärie, lernt sie im Alter von sechzehn Jahren einen Wiedertäufer kennen, verliebt sich in ihn bei der ersten Begegnung, heiratet ihn und zieht mit ihm nach China, nur dort die Heiden zur Allseitigkeit zu führen. Ihr Mann stirbt, sie kehrt nach Amerika zurück, lernt Mc. Pherjon kennen, lebt mit ihm ein Jahr, lebt nicht glücklich, trennt sich von ihm und beginnt, unterstützt von ihrer Mutter, zu predigen. Sie predigt in Salen, Theatern und Kirchen und gewinnt eine Gemeinde. Reiche Anhänger geben ihr Geld, die Engelskirche in Los Angeles zu bauen, die etwa fünf-tausend Betet aufnehmen kann.

Hinter der Kanzel liegt die mit allen Mitteln moderner Technik eingerichtete Bühne. Rechts und links erhöhte Ränge für den hundertköpfigen Chor männlicher und weiblicher Engel.

Mimée betet gesund, Mimée heilt durch Handauslegen. Die Farmer im Westen verehren sie wie eine Heilige. Acht Jahre wirkt sie wie eine Heilige. Aber Mimée ist zu jung und zu schön, um stets eine Heilige zu sein. Eines Tages ist sie verschwunden. Man erblickt sie morgens am Strande von Santa Monica mit ihrer Sekretärin. Sie badet im fashionablen Kostüm — und ward nicht mehr gesehen. Man befragt die Sekretärin, sie kann keine Auskunft geben, Mimée bleibt verschwunden. Zu Tausenden gehen die Gläubigen an den Strand, knien nieder und beten für das Seelenheil Mimées, deren sich der Teufel selbst bemächtigt hat. Taucher suchen sie am Meeresgrunde, zwei Menschen lassen beim Rettungswerke ihr Leben. Ueber der Stelle an der sie verschwunden ist, kreisen Aero-plane, die Flieger werfen Mimées Lieblingsblumen ins Meer. Mimée gilt als tot. Die sie am meisten beweint, ist ihre Mutter. Aber schließlich ist Mc. Semple Amerikanerin, sie geht zur Lebensversicherung und läßt sich die nicht geringe Prämie auszahlen.

Einige Wochen später herrscht großer Jubel in der Kirche des lächelnden Lichtes. Zu Mimées Mutter ist freudige Botschaft gedrungen. Mimée schreibt, sie sei am Leben, mexikanische Räuber hätten sie geraubt und in der kalifornischen Wüste gefangen gehalten, aber sie hat mit Gottes Hilfe ihre Fesseln gesprengt, sei viele Meilen, gleich den Kindern Israels, durch die sonnenverbrannte Wüste Kaliforniens gewandert und liege jetzt im Hospital in Arizona. Die Polizei versucht die Räuber zu fangen. Begleitet von Staatsanwalt, Photographen, Filmkurbelern fährt Mimée in die Wüste zu dem Haus, darin sie in Fesseln geschmachtet. Das Haus ist nirgends zu finden. Mimée fährt im Extrazug nach Los Angeles zurück, und im großartigen Triumphzug begleitet man sie zur Kirche, wo sie im Verein mit den Gläubigen Gott für ihre Rettung dankt.

Einige Reporter, ungläubige Heiden, bezweifeln ihre Erzählung, stellen auf eigene Faust Nachforschungen an, bekommen heraus, daß man ihr Auto in Carmel gesehen, daß sie — mit ihrem schönen

Radiotechniker Drmiston zarte Liebeszüge in einem Landhause dieser Stadt verbracht habe. Nur der handgreifliche Beweis fehlt. Da finden sie vor dem Haus, in dem sie gewohnt, einen Zettel mit ihrer Handschrift, darauf sie mit profanen Worten frisches Gemüse fürs Diner bestellt hat. Der Zettel wird fotografiert und publiziert, die Behörde greift ein. Mimée steht vor Gericht. Sie leugnet: der Zettel ist ein Werk des Teufels! Hohnlächelnd übergibt der Staatsanwalt das Papier den Geschworenen, da erbarmt sich Gott der Heiligen, der Zettel verschwindet, bevor ihn der letzte Geschworene gesehen hat, und Mimée wird freigesprochen. Der Glorienschein um Mimée wächst. Er trübt sich auch nicht, als Widerfacher entdecken, daß sie auf der Bank ein wohlgespieltes Privatkonto besitzt. Dieses Geld, so sagen ihre Feinde, habe sie den Fonds entnommen, der, von den Spenden der Gläubigen geschossen, für wohltätige Zwecke bestimmt sei. Auch dieser Schlag fällt ins Wasser. Ein Dutzend ihrer Anhänger erklärt, sie haben ihr das Geld gegeben für böse Tage. Mimée bleibt unbeflegbar. Jeden Tag predigt sie in der Kirche.

Zweimal besuchte ich ihre Andachten, einmal hörte ich sie am Radio sprechen. Meine Herren Regisseur, wolle ich Sie zu Mimée und lernen Sie bei ihr inszenieren. Ich habe nirgends großartigeren Spektakel gesehen. An einem Sonntagabend führte sie mit ihrem Chor ein Oratorium „Christus, die Brücke“ auf. Sie hatte die Worte gedichtet, die Ausstattung gezeichnet, Gesten und Bewegungen einstudiert, nur die Musik war — — — der „Lustigen Witwe“ entlehnt (immer verwendet sie für ihre Choräle die Melodien populärer Schlager, keine Operette ist sicher vor ihr.) In diesem Oratorium trat Jesus auf. Als Zimmermann, als Schöpfer, als Lehrer, als Fischer, als Matrose, als Arzt, als Ehemann, als Diener, als König der Könige. Ueber eine Brücke, die sich hinter dem Altar wölbte, schritt er langsam einher, jeweils im Kostüm, das die Strophe verlangte, während der Chor, mit immer neuen Symbolen und Instrumenten geschmückt, ihn begleitete. Ein Beispiel:

Mimée beginnt (nach der Melodie von

„Bilja, o Bilja, du Waldmägdelein —“) zu singen, der Chor fällt ein:

Matrose, Matrose, Matrose,
Matrose von Galiläa, oh oh oh,
Dunkelheit jentt sich herab,
Stürme erhen sich, oh oh oh.

Alle Sänger und Sängerinnen tragen auf dem Kopf schirmlose Matrosentüppis, in der Hand ein Ruder, damit sie mit starker Bewegung die Wellen lenken. Auch Aimee trägt ein Käppi, nur ist es aus Seide und reich bestickt; sie trägt es lockerer als die anderen, ihr Ruder ist größer und kostbarer, es leuchtet von falschen Brillanten.

Immer ist der Schmuck Aimees prunkvoller als der Schmuck der Chorgirls. Tragen diese Kronen aus Papier, schmückt Aimee, als Symbol gleichsam für ihre auserwählte Sendung, eine von bunten Steinen leuchtende Krone aus Goldschaum.

Aimee singt nicht nur, sie dirigiert den Schauspieler, der Jesus darstellt, sie läßt kein Auge vom Mikrophon, das ihr Wort zu Hunderttausenden trägt, denn Aimee ist eine moderne Frau, die etwas von Reklame versteht. Sie hat eine Radiostunde gepachtet.

Einmal in der Woche stellt sie die geheilten Kranken vor. Zwar erzählte mir Upton Sinclair, daß sie häufig Geheilte für guten Lohngeld engagiert, aber Sie wissen, Upton Sinclair ist ein Heide. Frauen, Männer, Kinder werden auf der Bühne präsentiert. Jeder berichtet, wie er vom schweren Leiden, allein durch Aimees Hand, geheilt ward. „Rückenmarkschwindel“, unterbricht Aimee, „und jetzt gesund. Is n't that lovely? Tumor! und geh.ilt, is n't it beautiful?“

Jeden Donnerstagabend tauft Aimee, denn so sagt sie, die Taufe an Kindern hat keinen Wert. Man bespricht sie mit Wasser. Ins Wasser steigen muß man, im Wasser wird man mit dem Lord (= Herrn, Heiland) begraben und steht auf, gleich ihm. 3000 Leute tauft sie in jedem Jahr. Der Boden der Bühne hat sich gesenkt, ein großes Schwimmbassin ist hineingerollt, Aimee hat sich umgekleidet, unterstützt von einem Jünger, steht sie im Wasser. Der Täufling erscheint, mit weißem Leintuch bekleidet, Aimee und der Jünger packen ihn, neigen ihn nach hinten, stülpen ihn ins Wasser und heben ihn wieder hoch. Der Auferstandene wirft entzückt die Arme hoch, und schreit mit ekstatischer Stimme: Halleluja! Halleluja! Manchmal kommen Vater, Mutter, Kinder; die tauft Aimee auf einmal, und sie klatscht mit ihren Händen Beifall, wenn die Täuflinge vor Begeisterung außer sich geraten. Aber sie hat nicht vergessen, das Mikrophon von der Kanzel wegzunehmen und neben das Schwimmbassin zu setzen. Man muß das Mienenspiel und die Gesten dieser Frau betrachten. Eben noch hat sie ihre Hörer und sich selbst in die größte Ekstase gesteigert, da sieht sie, daß das Mikrophon nicht günstig steht, schon ändert sie mit überlegener Bewegung dessen Stellung, und mit akzentuierter Stimme spricht sie: „Ihr, die Ihr mich am Radio hört, bald werdet Ihr mich sehen. Nächstens wird die Aufnahme zu einem Sprechfilm beginnen, der unsere Kirche zeigt.“ Plötzlich klingelt das Telephon, denn auch ein Telephon befindet sich neben der Kanzel. Aimee verkündet, es

werde ihr eben telephoniert, daß 360 Veteranen aus dem Bürgerkrieg ihr zuhören.

Stets sorgt Aimee für Unterhaltung. Solojänger treten auf, die Hauskapelle spielt von Aimee komponierte Sinfonien und Jazztänze, auf der Bühne werden bei wechselnden Kulissen lebende Bilder sichtbar. Diese lebenden Bilder begleiten ihre Predigten. Was wäre geschehen, predigte sie einmal, wenn Eva nicht den Apfel gegessen hätte? Der rote Vorhang der Bühne öffnet sich. Vor einem mit Blumen bemalten Prospekt stehen Adam und Eva. Adam in brauner, leberner Farmerkleidung, Eva im Goldgewand mit Kränzchen auf dem Haupt. Aimee wendet sich zu dem Bild, klatscht in die Hände: „Entzückend seht ihr aus, ganz reizend! (Sie wendet sich wieder zur Gemeinde.) Eva gab den Apfel Adam (auf der Bühne empfängt Adam den Apfel und verschlingt ihn mit gierigen Bissen), wohl jagt Eva: laß mir noch was übrig, aber Adam hat ihn mit Stiel und Kernen aufgefutert. Und doch hat auch diese Sünde ihren Sinn. Ohne Evas Tat hätten wir keine Bibel, und wir könnten nicht mit Gott auf du und du stehen. Was wäre geschehen, wenn Jesus nicht geboren wäre? Wir könnten kein Weihnachtsfest in Amerika feiern! Wir sind

die grandioöseste, die sauberste Nation und keine andere weiß wie wir, Weihnachtsgaben zu schenken.

Was wäre geschehen, wenn Gott nicht zu Schwester Aimee Mc. Pherjon gekommen wäre? Sie erzählt ihr Leben, sie preist sich, sie beginnt zu singen und sie schließt mit dem Rufe: „Wer will mit Schwester Aimee Mc. Pherjon beten?“

Sie wendet sich an den ersten Rang, an den zweiten, ans Parterre: „Jedermann, der glücklich ist, sage Amen.“

„Amen“, erschallt es.
„Jedermann, der Jesus liebt, sage Halleluja.“

„Halleluja“, schallt es.
„Seht Eure Hände hoch, ihr im zweiten Rang!“

„Setzt Ihr im ersten Rang!“
Die Hände der Gläubigen schnellen empor.

Im Frühling will Aimee Palästina besuchen. Sie hat sich ein Schiff gechartert, um mit ihren Erzengeln singend und lobpreisend die heiligen Stätten zu durchwandern. Das Reisebüro Cook, das ihr Vorzugsbedingungen bewilligt hat, leitet die Tour.

Spil mit dem Tode.

Von Heinrich Hemmer.

Ich bewohnte eine geräumige Kabine neben dem Speisezimmer, lag den größten Teil des Tages in der Koje und blickte abwechselnd in das Stille Weltmeer und einen schwarzgehefteten Band, den ich mitführte: Schopenhauers Gedanken über den Tod. „Der Tod“, jagt Schopenhauer, „geht uns nichts an. Solange wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.“ Ich fühlte mich geborgen in dem alten Kasten, ein „Trampsteamer“, auf dem ich fuhr, das heißt ein „Seebagabund“, der mich Landbagabunden für drei Mark den Tag von Seattle nach Kobe führte, wohnen wir eine Schiffsladung amerikanischer Riesenfischen transportierten, aus denen kleine Japanerhäuschen entstehen sollten.

Wenn ich mit Bestick rasseln hörte, klappie ich die „Gedanken über den Tod“ zu, sprang aus der Koje und setzte mich an meinen Platz neben den kleinen irischen Kapitän mit dem roten Haar und blauen Gesicht, der wie ein bissiger Hund knurrte, wenn man zu ihm sprach. Gegenüber saßen zwei Steuerleute, jeder mit einem Walroßbart. Es wurde gesprochen: Gepökeltes, Gefalzenes, Geräucherter — gesprochen wurde kein Wort dabei. Vierzehn Tage lang saßen wir lautlos beisammen, dann beschloß ich, dieses brummige Schweigen zu brechen. Am Sonntag beim Abendessen richtete ich unvermutet höfliche Fragen an den Kapitän und die Walrösser und zwang sie, mir zu antworten. Schon dachte ich, ich hätte aus drei alten Seebären umgängliche Menschen gemacht, da —

Am Mitternacht wurde ich durch einen furchtbaren Krach aus dem Schlaf geschreckt. „Der Tod geht uns nichts an!“ rief ich, um mir Mut einzusprechen. Der alte Kapitän kratzte in allen Fugen. Ich sprang aus der Koje und lief mittschiffwärts. Alles still, bis auf das Gerumpel der Maschine. Kein Mensch an Deck. Kurze, scharfgezackte Wellen zogen vorüber, wie man sie auf allen holländischen Marinebildern sieht. Das Schiff mußte auf zwei Wellkammern gestanden haben und in das Wellental hinuntergeplumpft sein. Er war noch ganz, der

alte Kapitän. Ich legte mich wieder in die Koje. Seelenvergnügt erschien ich am nächsten Morgen zum Frühstück: da gibt's Speck und Eier, aber die Seebären saßen mit ominösen Mienen da. Nach langem Fragen zog ich die bittere Wahrheit aus ihnen heraus...

Wir sind nicht hinuntergeplumpft, wir sind aufgefahren. Von fern her schimmern runde und längliche Kieselsteine, wie man sie auf der Karte gezeichnet sieht: die Aleuten. Wir sind mitten im Pazifischen Ozean. Ich sehe nicht mehr in das schwarze Buch. Ich spiele Schach mit dem zweiten Ingenieur in seiner Kabine, wo er drei Bräute hängen hat, alles Schottinnen. Mein Herz krampft sich zusammen, als draußen das eine Walroß fragt: „Geht sie noch, geht die alte Pumpe noch?“ Wir haben ein großes Sed. Seit Mitternacht wird Wasser gelenzt...

Dann kam der Moment, wo die alte Lenze versagte. Wo ich meine Habseligkeiten zusammenraffen und ins Rettungshoht tragen mußte. Bald baumelte ich, ich allein im kleinen Boot ins Meer hinaus. Die Mannschaft mußte ausharren bis zum letzten. Ich, der Passagier sollte nach der nächsten Insel zu rudern versuchen mit Probiat für 20 Personen auf drei Tage, der vorchriftsmäßig im Kiel verstaubt lag. Den Schopenhauer warf ich ins Meer. Ich hatte jetzt meine eigenen Gedanken über den Tod. Noch einmal blickte ich zu dem am Schiffstand versammelten Gesickern auf, den letzten, die ich sehen sollte für lange, lange Tage — wohl für immer. Ach, es ist besser, gemeinsam ins Seldengrab zu sinken, als elend zugrunde zu gehen auf einem einsamen Kieselstein, mitten im Meer. Meine Augen wurden feucht. Von oben herab erschallte ein letztes Lebewohl...

Nein. Das ist kein Lebewohl. Es ist ein Höllengelächter. Ein Indianergeläch. Ich sollte versprechen, keine weiteren Fischgespräche zu führen, rief man mir ins Boot hinaus. Dann würde ich wieder an Bord gezogen. Also waren wir doch bloß hinuntergeplumpft. Mein Herz häupte. Der Schopenhauer schwamm schon fernab.

Eine Begegnung.

Im „Bücherkreis G. m. b. H.“ Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7/8) ist soeben der satirische Roman „Rehr“ um von Robert Budzinski erschienen. Das Bemerkenswerte an diesem Buch ist, daß hier ein Kapitalist, der sich durch eine sonderbare Laune des Zufalls in einen Proletarier verwandelt, gezwungen wird, die Welt von unten aus zu erleben. Wir veröffentlichen heute aus dem genannten Roman die nachfolgende Szene:

Reinhold Bärting recapituliert kurz: Seine Ehe war ein Geschäft gewesen, ein sehr solides, zwischen zwei Familien, aber merkwürdigerweise trotzdem nicht glücklich. Auch nicht gerade das Gegenteil, an Janz konnte er sich nicht erinnern. Sie hatte ihren Kreis, er seinen, beide störten sich nicht. Treffpunkt in den ersten drei Jahren das Ehebett, hernach die Gesellschaft. Von ihrem Seelenleben wußten sie gegenseitig nichts, über das andere bewahrten sie Diskretion. So galt die Ehe als glücklich. In der letzten Zeit konnten sie sich sogar wie zwei nähere Bekannte honorieren. So kam es, daß sie sogar nach V. stadt reisen konnten, zusammen, zu ihrer Silberhochzeit, wie um zu untersuchen, ob da aus einem Fünkchen noch eine Art von Wärme hervorzuloden wäre. Dabei war dieses denn ganz ausgegangen. Einen Grund zur Beunruhigung sah man nicht, es lag keine Zerstörung vor. Der Sohn Rolf, durch die Großeltern schon früh seinem Einfluß entzogen, zum späteren Hütten direktor bestimmt, frühzeitig verlobt. Da lag immerhin etwas wie Schuld. Er hatte ihn zu einem einfachen, arbeitsamen, vor allem sozial denkenden Menschen erziehen wollen, aus dem geheimen Gefühl heraus, daß er dazu verdoeben sei, vom Reichtum und Klaffen dunkel gerührt. Alle hatten über diese seine Marotte mitleidig und halb nachsichtig gelächelt. So bekam er es also nicht fertig, nein, im Gegenteil, er erreichte das andere beim Jungen, frühzeitiges, mitleidloses Protentum. Wie war das während der Kommunizistenherrschaft in München gewesen, und damals, als der Bengel sich an der Haustochter vergriff, und dann, wie die Jünglinge in braunen Kitteln sein Haus bevölkerten! Und dies und das und alles — — vorbei! Ein schmutziger Himmel, jetzt in dieser Hölle lebte es sich immerhin reiner!

Er schien im Lokal Aufmerksamkeit zu erregen, er zahlte und ging los. Er wandelte nun auf der anderen Seite der Straße, jetzt sah er die Fenster seines Schlafzimmers, sogar das Thermometer an der Spiegelscheibe. Ihm fiel ein, daß er nur etwa noch 12 Mark besaß, daß er also bald wieder vor dem Nichts stand. Daß da oben Gegenstände in den Zimmern sich befanden, von denen manch einzelner allein sein Leben lange Zeit erhalten hätte, daß seine Schlafzimmergarnitur nur 14.000 Mark kostete; vierzehntausend Mark. Was für wundervolle Überlegungen man an solche Tatsache knüpfen konnte!

Mittlerweile belebten sich die Straßen, Angestellte, Schüler, Arbeiter fuhren und eilten dahin.

Dann traf er Marianne, als sie zum Dienst ging. Er war für sie schon einmal gestorben, vor zwei Jahren. Wie er sie begrüßte, wußte sie von seinem eigentlichen Tode nichts. Sie verabredeten um die Mittagszeit ein Zusammentreffen. In der Zwischenzeit schlenderte er da und dort umher. Stand zum Beispiel vor den Fenstern der Kunsthandlung, die alle seine Bilder damals hatte. Sah noch einen

„Bärting“ stehen, mit dem Zeichen des Verstorbenseins neben dem Namen.

Marianne fragte ihn: „Warum läßt du dich jetzt einen Bart stehen und warum trägst du Arbeiterkleider? Du bist mir übrigens noch eine Autofahrt schuldig. Und denke dir, jemand erzählte mir, du wärest tot.“

Sie schwatze immer noch so viel und auf Geratewohl.

„Auch sonst hast du dich sehr verändert, im Gesicht, im Ausdruck, meine ich; bist glücklicher, ruhiger, nicht?“

Er erzählte ihr keine Wandlung.

„Weißt du, Reinhold“, meinte sie, „so wie du das alles sagst, so einfach und — wie nennt man das — so ohne falsche Scham, denke ich, auch ohne Zwerei, da könnte ich dich wieder lieben, jetzt gehörst du zu uns. (Blöcklich in ganz anderem Ton): Lieber, lieber Reini, sieh, hier mein Monatsgeld, 105 Mark, bitte, bitte, nimm das, ich sehe, du brauchst nötig. Die 3000 von dir damals, die liegen noch auf der Kasse, ich schenke dir ja nichts, kaum die Zinsen sind es. Bitte, bitte, nimm es.“

Er weigerte sich und nahm es nicht.

„Und du bist wirklich Arbeiter? Der Reini beim Chauffeebau und in der Fabrik! Da hätte ich dich sehen mögen. Keine Villa mehr und keine Frau! Ja, verlaß dich darauf, ich werde

Eine ideale Ehe.

„Du bist dünn“, sagte Lulu zu Frufru. „Früher hast du immer behauptet, du möchtest um nichts in der Welt deine Freiheit aufgeben, möchtest niemals eine jener Frauen werden, die um jeden Hut, um jedes Kleid ihren Herrn Gemahl anbetteln müssen. Und jetzt gibst du deine gute Stellung auf und wirst Hausfrau eines Textilkaufmanns. Jetzt wirst du mit deinem Gatten um Wirtschaftsgeld feilschen, wie eben das Geschäft geht, und wirst schöne Augen machen, wenn du dir ein neues Kleid anschaffen willst. Warum bleibst du nicht in deiner Stellung?“

Frufru lächelte: „Nein, ich habe es ganz anders eingerichtet. Ich habe Karl gesagt: „Mein Lieber, ich möchte dich schon heiraten und mich dir widmen, aber meine Stellung ist zu gut. Ich verdiene 200 Mark monatlich. Das ist allerdings für eine Frau in diesen Zeiten. Als deine Frau hätte ich mindestens ebenso viele Arbeitsstunden und müßte trotzdem mein Gehalt aufgeben und mich von dir abhängig machen.“

Er fragte mich, was ich eigentlich von ihm wollte, und ich machte ihm folgenden Vorschlag: „Du zahlst mir mein Gehalt weiter, gibst mir auch jährlich die übliche Zulage und die Weihnachtsgratifikation, wie ich sie sonst bekommen hätte. Ich zahle für Miete jährlich genau dasselbe, was ich sonst ausgeben würde, und es geht dich nichts an, was ich mit meinem übrigen Gelde anjange.“

„Also dann überreichtst du ihm jeden Monat eine Rechnung: „Für einen Monat Verheiratetsein mit Ihnen . . .“

„Ansin, er zahlt mir genau so mein Gehalt, wie das im Büro auch geschieht. Du siehst: ich verliere nichts bei meiner Heirat, und Karl wird an seinem Geburtstag kein Geschenk von seinem eigenen Gelde bekommen. Das ist die ideale Ehe!“

Ein Jahr nach ihrer Heirat bekam Frufru einen eingeschriebenen Brief folgenden Inhalts:

„schon schweigen, niemand soll dich in deinem neuen Leben stören. Ach du, Reinhold, du hast das fertig gekriegt? Ka—ver? Also Kaver, Klingt aber nicht so schön. Alles, alles hast du vergessen? Hör' mal, dann wußt auch mich? Ja, auch mich, es ist gut so, man darf nichts von der Vergangenheit rübernehmen, kein Gepäck. Du darfst überhaupt nicht mehr an so was, an Liebe denken. Wer das kann, was du gekonnt hast, für den ist das Weib nicht mehr da, nur die Menschheit. Weißt du, ich spendiere eine Flasche Wein, ja? und einen Kuß noch obendrein, warte — — so jetzt!“ Unter dem Einfluß des Alkohols ging das ursprünglich warme und echte Gefühl in Sentimentalität über. Er rettete sich und ließ sie ihr Leben schildern.

„Also acht Stunden am Tag Schreibmaschine, dann noch zu Hause. Künftiges Jahr Zulage von zehn Mark. Und Liebe? Ja, ich denke an Heiraten, er ist Defonom, in Stellung noch bis zum Ersten, dann wird er stempeln. Von den 3000 sage ich ihm nichts. Die sind vielleicht auch für Mutter, sie soll immer ausspannen und in die Berge. Aber meine Stellung ist unsicher. Und zu Kindern wird's nimmer langen, nein, sie sollen nicht einmal auch kümmern. Noch einen Kuß, so — — so — —“

Als sie gegangen war, fand er ihr Geldtäschchen auf seinem Stuhl neben sich. Die Wärme, die er hier empfangen, hielt gut bis Berlin vor.

Sehr geehrte, gnädige Hausfrau!

Die schlechte Konjunktur in der Branche zwingt uns zu einer Reorganisation unserer Firma. Wir müssen Ihnen daher zu unserem Bedauern Ihre Stellung unter Einhaltung der gesetzlichen Frist von drei Monaten kündigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Karl.“

Fortschritte der Technik.

(Ein Schulanfänger.)

Vor vielen Jahren gab es noch keine Bücher und nur die ganz reichen Leute konnten sie lesen, weil sie zu teuer waren. Da kamen die Mönche und schrieben sie ab, das dauerte wieder sehr lange und starben oft vor ihrem Ende und ein frischer Mönch mußte das Buch voll machen. Endlich wurde Gutenberg geboren und als er groß war und aus der Schule ausgetreten, so nahm er ein Holz und zerschnitt es auf Buchstaben und drückte sie in die schwarze Farbe und nahm ein Blei und drückte es ab. So entstand die Bibel. Aber leider verlor er dadurch sein ganzes Geld und fand aber später einen Freund, der ihm was leihete, und diese Kunst verbreitete sich dann durch Europa und Oesterreich. Und dann kam noch ein Mönch und entdeckte das Schießpulver. Dieser nahm einen Topf und wollte eigentlich etwas anderes reinmachen, aber es wurde ein Schießpulver daraus, indem ein Funke lösging und er sprang aus dem Topf und explodierte und hieß Berthold Schwarz.

Hausrezepte

Wenn auf Dielen oder Fensterbrettern weiße oder auch helle Ringe durch Eimer und vor Blumentöpfen entstanden sind, so lassen sich dieselben durch Anwendung von Terpentin oder auch Alkohol schnell entfernen.

Eis hält sich längere Zeit hart, wenn man ein Stück Stoff lose über ein Gefäß spannt, in die Vertiefung das Eis legt und dieses wiederum mit einem feuchten Tuch zudeckt.

Wenn der Mensch die Kräfte der Insekten hätte . . .

Das stärkste Tier der Welt ist der Ohrwurm. Die Kräfte von Löwen und Elefanten verschwinden zu nichts, wenn man sie, in das rechte Verhältnis gebracht, mit dem Ohrwurm vergleicht. Ein kräftiger Mensch kann höchstens das Zehnfache seines Körpergewichtes fortbewegen. Die Raupe des Pappelschwärmers zog bei Versuchen, die man zur Ermittlung der Insektenkräfte unternahm, das 25fache ihres Körpergewichtes, eine Schweiffliege das 170fache, ein Laufflügel das 182fache, eine Hummel das 300fache, der Ohrwurm aber konnte das 330fache seines Gewichtes fortziehen! Alle diese Insekten müssen also für bedeutend stärker gelten, als unsere berühmtesten Athleten. Ganz sonderbar muten uns die Ergebnisse dieser und anderer Untersuchungen an. So hielt eine Libelle 10 Minuten lang mit ihren Füßen ein Stück Holz, das 10mal schwerer war als sie selbst, andere Insekten trugen mit den Füßen das 20fache ihres Eigengewichts, ein Ohrwurm aber das 1204fache! Es ist ein wahres Glück, daß dieses ungeheure starke Tier nicht die Größe eines Elefanten hat. Sonst wehe den anderen Geschöpfen auf der Erde! — Ein Mensch, der im Vergleich zu seiner Größe die gleiche Kraft in seinen Beinmuskeln hätte wie ein Floh, könnte mit Leichtigkeit die 100 Meter hohe Freiheitsstatue im Hafen von New York überspringen. So aber ist er froh, wenn er beim Hochsprung 1,5 Meter erreicht.

„Neuzeitliche Küche“

In Reclams Universal-Bibliothek erschien: Toni Wenzel, Leiterin im Funthaus, Berlin: **Neuzeitliche Küche**. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7074. Gebunden 40 Pf., gebunden 80 Pf. Ein Kochbuch — aber was für eins! Hier liest man bei all den ausgezeichneten Rezepten nicht das berüchtigte „Man nehme“, wohl aber bekommt die Hausfrau nebenbei hundertlei Wink, wie sie durch gesunde, verständige Küche Frohsinn, Gesundheit und Arbeitslust in die Familie tragen kann. Das so billige Kochbuch ist geschrieben für junge Leute, die einen Hausstand begründen wollen; es enthält vom Wasser, Eier- und Kartoffeln-Kochen an alles, was die junge Frau wissen muß. Immer von dem Standpunkt aus gesehen, daß eine wirklich kräftigende, gesunde Küche die Grundlage unserer Wohlfahrt und unseres Fortwärtkommens sein muß.

Was mancher nicht weiß.

Die Häufigkeit der Tollwut ergibt sich aus der folgenden Aufstellung für Deutschland: hier wurden 735 Hunde, 227 Rinder, 27 Schafe, 20 Katzen, 11 Pferde, 9 Schweine und 5 Ziegen im Laufe eines Jahres von der Tollwut befallen.

Die Spielarten wurden schon 1120 v. Chr. in China benutzt.

Von den 7000 großen Bibliotheken der Welt ist die Bücherei des Britischen Museums zu London mit ihren mehr als 4 Millionen Bänden bei weitem die größte.

Der als Stodfisch in den Handel kommende Fisch ist eine Dorschart, die hauptsächlich an den Fischplätzen Nordnorwegens gefangen und dann auf Gestellen getrocknet wird. Wird der Fisch an der Sonne auf den Klippen getrocknet, so nennt man ihn Klippenfisch; wird er eingefalzen, so wird er unter dem Namen

Laberdan verkauft. Aus Leber und Eingeweiden des Dorsch wird Lebertran gesotten. Die abgetrennten Dorschköpfe werden, mit Seetang vermischt, als Viehfutter benutzt, im übrigen aber an die Düngerefabriken verkauft, wo sie in großen Tiegeln geröstet und dann gemahlen werden.

Die Hauptnahrung der Kirgisen ist der Kумыs, ein Gemisch aus Kuh-, Schaf- und Pferd milch, das vier- bis fünf Tage lang gären muß. Während dieser Zeit wird er häufig tüchtig geschüttelt. Er ist recht fertig ungefähr wie Buttermilch und süßlich so sehr, daß jemand, der ihn zum erstenmal trinkt, nicht mehr als ein Wasserglas voll davon trinken kann. Später aber werden acht bis zehn Gläser Kумыs gern getrunken. Nach so reichlichem Genuß stellt sich dann eine Art Rausch ein, der fast wie eine Lähmung des Denkvermögens ist. Jeder Besucher wird mit Kумыs bewirtet, Erwachsene und Kinder haben immer einen Raps voll bereit stehen, um Durst und Hunger zu stillen.

Im 16. Jahrhundert wurden die Bürgermeister von Grimsby auf eine seltsame Art und Weise gewählt. Alle Kandidaten wurden auf eine Wiege geführt; man verband ihnen die Augen, und sie mußten einen Arm voll Hen halten. Darauf wurde ein Kalb herangeführt. Derjenige, dessen Hen das Kalb zuerst berührte, wurde zum Oberhaupt der Stadt ernannt.

Weiteres.

Den berühmten Arzt Lassar konsultierte ein Patient seines Haarschwundes wegen. Lassar schrieb ihm ein Rezept und sagte: „Behandeln Sie mit diesem Mittel ihre Kopfnerven und sprechen Sie von Zeit zu Zeit bei mir vor.“ — „Ach, Herr Doktor“, sagte der Mann, „das wird sich aber schlecht machen lassen. Ich wohne nicht in Berlin und kann meiner Haare wegen unmöglich so oft herkommen.“ — „Nun, dann schicken Sie mir wöchentlich eine Probe Ihrer Haare, ich werde sie genau untersuchen und Ihnen den Befund regelmäßig schriftlich mitteilen.“ — Der Patient wandte das Mittel fleißig an und schickte vorchriftsmäßig die Haarproben nach Berlin. Lassar war mit dem Erfolg wenig zufrieden und forderte Verlängerung der Art. Da erhielt er eines Tages von seinem gebuldgigen Patienten folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Doktor! Einliegend wieder einige Haare. Leider kann ich aber die Behandlung nicht mehr fortsetzen, denn es waren meine letzten.“

(„Vorwärts“, Berlin.)

Arzt (zum Chemann, dessen Frau bettlägerig ist): „Ich verstehe nicht, woher Ihre Frau im Rücken eine blutunterlaufene Stelle hat.“ — „Das will ich Ihnen erklären. Zeit sie krank ist, liegt sie auf dem Hauschlüssel.“ (Württembergische Zeitung, Stuttgart.)

Die beiden Landdoksors — der „zwei-beinige“ und der „vierbeinige“ — waren eng befreundet. Trotzdem stritten sie manchmal miteinander. Der Tierarzt behauptet nämlich, sein Beruf sei schwerer, denn seine Patienten könnten doch nicht reden. Der Menschenarzt widerspricht.

Also eines Tages wurde der Tierarzt krank und ließ seinen Freund holen. Dieser stellte nun am Krankenbett diese und jene Frage — doch der Patient schwieg, und als der andere ihn ausankte, machte er: Ruh! Er wollte es bei dieser Gelegenheit seinem Freund mal zeigen. „Am, Om!“ sagte darauf der Arzt

zur Frau des Patienten: „Ich habe hier ein Pulver aufgeschrieben. Das geben Sie dem Luder zu schlucken, und sollte es dann nicht besser werden, müssen wir noch schlachten.“

(„Die Bergstadt“, Breslau.)

Verlehter (zum Bewußtsein Kommend): „Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“

Arzt: Sie sind von einem Auto überfahren worden, und Sie befinden sich im Hause Ihrer Schwiegermutter. Sie können von Glück sagen.“

Verlehter: „Wie so — ist sie verheiratet?“

(„Funfstunde“, Berlin.)

Arzt (beim Patienten): „Wo ist denn mein Füllfederhalter? Ich muß Ihnen ja noch ein Rezept aufschreiben.“ — „Den haben Sie mir doch unter den Arm gesteckt.“

(„Württembergische Zeitung“, Stuttgart.)

Doktor Z., der beliebte Arzt, ist ein grimmiger Hagestolz. Neulich fragte ihn jemand, ob es wahr sei, daß sein Bruder eine so gute Frau habe.

„Es stimmt“, jagt der Medizmann. „Hier handelt es sich um einen leichten Fall von Ehe.“

(„Deutsche Monatshefte“ für Chile, Santiago.)

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. E. Haro Wenzel, Wirtschafter bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

42. Fortsetzung.

Schachaufgabe Nr. 8.

Von K. Traxler.

Schwarz: Kg5; Lb8; Bh3, h4, g6 (5).



Weiß: Ka1; Dc2; Tc3, f6; Lb2; Bh6 (6).
Matt in 2 Zügen.

Lösungszug Problem Nr. 7: Ld1-g4.

Richtige Lösungen der Schachaufgabe Nr. 7 sandten nachfolgende Genossen ein: Hejduk Franz, Karbitz; Hyna Josef, Hostomitz; Hälbzig Johann, Bergesgrün; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Teichsen; Hieko Josef, Meistersdorf; Schlosser Heinrich, Graupen.

Für Schach-Freunde

In Reclams Universal-Bibliothek erschien: J. Mieses: **Das Buch der Schachmeisterpartien**. Sammlung lehrreicher Partien aus Meisterwettkämpfen. Sechster Teil. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7071 bis 73. Gebunden M. 1,20, in Ganzleinen M. 2.—. Ein neuer Band Schachmeisterpartien, herausgegeben und erläutert von dem bekannten Schachmeister Mieses. Die schönsten und lehrreichsten Partien der letzten Jahre, die in den verschiedenen Turnieren und Weltmeisterkämpfen gespielt wurden, sind hier in sorgfamer Auswahl vereinigt. Auch der weniger geübte Laie wird in den Stand gesetzt, die leitenden Gesichtspunkte jeder Partie mit vollem Verständnis zu erfassen. Alle Schachfreunde werden diese neue Gabe mit Freude begrüßen und wertvollste Anregungen daraus schöpfen.